

32]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Ihre ganze Energie zusammenfassend, schrie sie um Hilfe. Doch der Schrei erstarb unterm Schafte seines Messers, das er ihr an die Rippen drückte. Nur mehr ein paar Finger breit war die Waffe von ihrer Kehle entfernt, die leiseste Regung seiner Hand genügte, sie zu vernichten. Sie machte eine verzweifelte Gebärde — als ihre Bluse aufsprang und ihre Brust, aller Hüllen bar, sich feinen Blicken darbot. Da kam ein Ausdruck unfähiger Weichheit in das Antlitz des Mannes. Die äußerste Verführung trat an ihn heran. Er fühlte sich versucht, den Flaum unter ihren Achselhöhlen zu küssen; seine bebenden Finger fuhrn tastend hin über die holde Wärme ihres entblößten Busens; das Messer fiel ihm aus der Hand. Sie sah, daß ihrer der Sieg war, und in überquellender Freude rief sie ihm zu:

„Morgen!“

Dann fanden sich ihre Lippen in einem heißen Kusse. Seinen Hals umklammernd, hängte sie sich mit der ganzen Schwere ihres Leibes an ihn. All ihre Vorsätze, ihre Pläne waren in nichts zerfallen in diesem schauerlichen Augenblicke der Liebe, der dem Tode so eng benachbart gewesen. In dem triumphierenden Stolze ihrer sieghaften Schönheit hatte sie all ihre Absichten vergessen. Und nachdem sie die grauenvolle Sensation erlebt, von der Spitze seines Messers gestreift worden und diesem glücklich entronnen zu sein, brach in ihr jäh die Leidenschaft hervor: sie beugte sich der Herrschaft seiner Gewalt, als dem Einzigen, das über sie Macht haben konnte.

Er aber, besiegt, erbebt vom Kopfe bis zu den Füßen, und vor seinen Augen ballte sich Gewölk. Flehentliche Bitten um Vergebung, stammelte er, in ihren feuchten Blicken seine blutigen Mordgelüste verlöschend. Konnte sie überhaupt noch jemand anderen lieben, als ihn? War es denkbar, daß sie für einen anderen noch solche Liebeskosen übrig hatte?

Und sie betörte ihn vollends mit ihrer flüsternden Stimme:

„Du bist mein Einziger, mein liebster Schatz. Ich kenn' niemand andern als Dich.“

Er lag ihr zu Füßen, mit seinen Händen, die sich bis zu ihren Schultern emporstreckten, sie krampfhaft umklammernd. Auf seinem verzerrten Gesicht mit den geblähten Rüstern malte sich eine grausame Wollust; mit den Augen trank er das Lächeln ein von Germainens Lippen.

Die Cuganole hatte sie, wie immer, allein gelassen.

In dem Schweigen der Außenwelt hörten sie die Schläge ihrer Art, mit der sie Holz kleinschlug, und wie zu ihren besten Zeiten berauschten sie sich an dem Heimlichen ihrer Wald-einsamkeit.

Zwischen ihre Küsse schlug die Wanduhr die Stunde.

Eben begann eine leise Ermüdung über Germaine zu kommen; und mit Wiederkehr ihrer Besinnung bedauerte sie bereits, daß sie sich so weit hatte hinreißeln lassen. Er wahrte den kalten Ausdruck in ihren Blicken.

„Machst Du Dir schon wieder böse Gedanken?“ fragte er mit sanfter Trauer.

„Ich muß an den jungen Hayot denken, den Du verprügelt hast. Erzähl' mir, wie das gekommen ist, mein Schatz.“

Getreu den ganzen Hergang schildernd, beschrieb er die Bewegungen des bäumenden Pferdes, des stürzenden Mannes, dessen schurkische Miene, als dieser sich erhob, in überprudelnder Heiterkeit die Gebärden auf die drolligste Weise über-treibend. Sie streichelte ihn.

„So gefällst Du mir, mit diesen bösen Augen.“

Der Kampf hatte so sehr ihr Interesse gefangen genommen, daß sie alles andere vergaß, was nicht die beiden ringenden Männer, deren einer um Gnade gefleht hatte, betraf.

Der Stundenschlag der Uhr ließ sie wieder an ernstere Dinge denken. Weiß Gott, was aus diesem Zweikampf noch werden würde! Und wieder packte sie die Angst.

„Ach, was liegt daran?“ versuchte sie sich dann selbst wieder zu beruhigen. Sie war doch recht töricht, sich derartige Sorgen zu machen, ohne zu wissen, warum.

Die Raserei der zwei Liebesstunden hatte sie in einen leichten Rausch versetzt. Ein wonniger Schmerz war in ihr, wie sie ihn nie zuvor gekannt, und der sie, gebrochen und entzündt, mit einer süßen Befriedigung erfüllte. Sie zauderte und vermochte sich nicht zur Trennung zu entschließen. Eine unbegreifliche Bangigkeit hielt sie bei ihm zurück. Immer wieder bot sie ihm ihre Wange:

„Küsse mich,“ sagte sie. „Nochmals, noch, immer zu!“

Endlich trennten sie sich doch.

Als sie allein war, schalt sie sich selbst.

„Diesmal ist's Schluß, endgültig Schluß,“ dachte sie bei sich.

28.

Sie kam nach Hause.

Mit großen Schritten, die Arme auf dem Rücken ver-schränkt, wanderte ihr Vater in der Küche auf und ab, ohne ihren Gruß zu erwidern. Dann und wann blieb er einen Moment stehen, sah sie an, öffnete den Mund und setzte dann seine Wanderung wieder fort, das, was er sagen wollte, hinunterwürgend.

„Er weiß alles,“ sagte sie sich.

Von plötzlicher Bangnis erfaßt, wandte sie sich zur Türe. Da rief er ihr nach:

„Germaine!“

Sie blieb wie festgewurzelt stehen und wartete mit gesenkten Wimpern und der Hand auf der Klinkle, ohne zu wagen, ihm ins Gesicht zu blicken. Er trat nun auf sie zu, ebenfalls beklommen, nach Worten ringend, und nahm dann wieder seine unterbrochene Wanderung auf. Endlich sprach er gepreßt, mit einiger Anstrengung:

„Sag', Germaine, nicht wahr, das alles ist erlorgen?“

Er hatte seine Hände auf ihre Schultern gelegt und fuhr etwas ruhiger fort:

„Nicht wahr, die Leute lügen, und unsere Germaine ist noch immer unser braves Kind, unser sittsames, rechtschaffenes Mädchen?“

Sie fühlte sich versucht, sich ihm in die Arme zu werfen. Schluchzen stieg ihr in der Kehle empor. Und er, er betrachtete sie milde, ja fast gerührt und sehnte sich nach einer Erklärung, einem Protest, einem Beweis.

Diese Güte lähmte sie: vor einem Zornausbruch hätte sie mehr Mut gefunden; un schlüssig, was sie sagen sollte, eine Lüge nicht wagend, blieb sie mit zuckenden Lidern stehen und brachte nur eine ausweichende, leise Entgegnung hervor, statt jenes spontanen Aufschreies der Empörung, den er erhofft.

Ueber dem Gehörte lag die Stille des Nachmittages, die sie von allem Leben der Außenwelt abzuschneiden schien und auf ihnen mit bleischwerem Drucke lastete. Starr, beklommen, mit verhaltenem Atem sah er auf sie, immer noch hoffend, daß sie jenem mit den Lippen gehauchten „Nein“ etwas hinzufügen werde. Sie aber schwieg, mit hängendem Kopfe in der Stellung einer Schuldigen verharrend. Und zu dem Wirrsal ihrer Gedanken erscholl das Tiden der Wanduhr, schnarrend, miftönig, mit einer, sie schier zur Verzweiflung treibenden Monotonie.

Da fühlte sie sich von seiner Hand, die noch immer auf ihrer Schulter ruhte, mit einem heftigen Stoße zurückgeschleudert. Sein Mund, der eben noch mild gelächelt, verzog sich in herber Strenge. Es hatte lange gewährt, ehe der Zorn in ihm zum Ausbruch kam; nun aber packte er den gütigen, nachsichtigen Mann mit aller Gewalt.

„So reb', ich will alles wissen! Ist's wahr, daß Du so pflichtvergessen bist und dieser Mensch Dein Geliebter ist? Geh' deine Hand auf, Germaine, und sage „nein“, bei der unsterblichen Seele meiner teuren Frau, Deiner seligen Mutter, die jetzt von oben auf Dich herabsieht!“

Sie machte eine Bewegung, als ob sie die Arme ausbreiten wollte; allein sie vermochte diese Gebärde nicht zu vollenden, und, aller guten Vorsätze vergessend, rief sie, in Tränen ausbrechend:

„Das ist alles erlorgen, ich kann nichts anderes sagen.“

„Du lügst, Du abscheuliches Mädchen, Du!“ rief er. „Braucht Dich bloß in den Spiegel zu schauen, die Schande steht Dir auf der Stirn. Ich verleugne Dich; Du bist nicht von meinem Blute. Ich will nichts mehr von Dir wissen.“

Aufgeregt, mit flammenden Wangen, lief er im Zimmer hin und her, mit wilden Gesten in die Luft schlagend. Wütend, erstickt, drangen die Worte aus seiner Kehle, in immer größerer Hast sich überstürzend, je heftiger sein Zorn anschwellte. Er öffnete sein Kull, entnahm ihm einen zerknitterten Brief und stellte sich vor sie, ihr das Papier unter die Nase haltend und mit der flachen Hand darauf schlagend:

„Da, lies das! Das schreibt Hayot. Er sagt mir alles, und daß Du mein Schandfleck bist, der Schandfleck unseres Hauses! Er und ich, wir sind von nun ab Todfeinde, meine Söhne die Feinde seiner Söhne, und vielleicht entsteht noch Schlimmeres daraus. Teufel und Hölle! Und all das wegen Dir, weil Du Deine Ehre, Deine Pflichten vergessen hast! — Fort mit Dir, Du bist nicht meines Blutes! Eine Tochter, die ich mit Deiner Mutter gezeugt, hätte mir nicht solche Schmach zugefügt! Mit Dir hab' ich nichts mehr zu schaffen! Fort, ich sag's noch einmal! Für Straßendirnen ist kein Platz unter meinem Dache. Verlang' doch von diesem Menschen, daß er Dich unter seines nimmt, Du nichtswürdiges Ding, das den Vater so hintergeht!“

Sie öffnete die Lüre.

„Nein, bleib' noch,“ schrie er ihr nach. „Ich bin noch nicht fertig. Deine selige Mutter hat mir Dich als mein eigenes Kind anvertraut; ich liebte Dich wie meine leiblichen Kinder. Ich hatte für meine alten Tage auf Dich gehofft. Ich hab' mir immer gewünscht, daß Du bei mir bleibst, daß Du stets um mich sein wirst, wenn ich zu nichts mehr taug, und daß ich Deine Kinder auf meinen Knien wiegen werd'. Ich fühl', wie ich mit jedem Jahr' hinfalliger werde. So hatte ich mir die Zukunft ausgemalt.“

Er war ergriffen, seine Stimme bebte. Nun er seinen Traum von Glück zusammenstürzen sah, gefielte sich zu seinem Zorn greifenhafte Schwäche. Seine hohe Gestalt war gebückt, ruhelos irrten seine Blicke umher, während er sprach. Und sie horchte auf, wie diese eben noch so schroffe Stimme mit einem Mal weich und jammervoll wurde. Da wurde ihr gar weh zumute, als wollte das Herz ihr brechen. Heiße Tränen liefen in Strömen über ihre Wangen, und in stummer Verzweiflung rang sie die Hände.

Einen Moment unterbrach er sich in seiner Rede, aber als er sie so bleich und zerknirscht vor sich stehen sah, brauste der Zorn in ihm wieder auf:

„Was suchst Du noch hier?“ schrie er. „Du bist nicht mehr meine Tochter. Ich hab' nur mehr Söhne.“

Da hob sie ihren Kopf und trat plötzlich entschlossen, mit blitzenden Augen auf ihn zu:

„Das sind Schuffte!“

„Ginaus mit Dir!“ brüllte er.

Er hatte die Hand erhoben; aber, als er zuschlagen wollte, wurde's ihm warm ums Herz, und er fühlte Erbarmen mit ihrem schwereren Gram. Doch sogleich zürnte er sich selbst ob dieses Mißfalls von Zärtlichkeit, und großend wandte er sich nach dem Hofe.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Landschaft.

Von Wilhelm von Scholz.

Was meinen wir, wenn wir mit Betonung von „deutscher Landschaft“ sprechen? Von der „deutschen Landschaft“, mit der wir weniger eine bestimmte Gegend als ein allgemeines Gefühlsbild bezeichnen? Kaum eine der nach irgendeiner besonderen Seite hin ausgeprägten Landschaften unseres Vaterlandes, nicht das bayerische Hochgebirge und nicht das Meer, nicht die weite Tiefebene, die Heide, und vielleicht nicht einmal den sehr großen Strom, die freilich alle deutsche Landschaften sind, bei denen allen wir aber schon zu näheren Bezeichnungen, wie etwa niederdeutsche oder deutsche Hochgebirgslandschaft, greifen würden. Auch wohl nicht die gelegentlich in der Wirklichkeit vorhandene Vereinigung mehrerer solcher Landschaftsmomente; obwohl man oft auf den Etüden alter deutscher Meister die phantastisch-romantische Zusammentragung alles dessen, was deutsche Landschaft sein kann, findet und in dem Gefühle betrachten muß: so hat der Maler sich eine ideale und charakteristische deutsche Landschaft gedacht. Was die Wirklichkeit ihm nur in getrennten Bildern oder unvollkommen bot, das vereinte, ergänzte, steigerte seine Phantasie zur Fülle und Durchdringung. Etwa: ein Meerbusen, auf dem Schiffe segeln, in den unter Brüden ein Strom mündet, an dessen Ausfluß eine getürmte Stadt liegt, Acker, Wiesen, Felder, eine Mühle — und nackt aus Walddidicht sich lösend, um steil zum Meer abzufallen, hohe Theater-

felsen, die altes Burggemäuer auf ihrem schmalen Plateau und an irgendeinem umbuschten Vorsprung eine Einsiedlerkapelle tragen.

Vielleicht erkennen wir am deutlichsten, was deutsche Landschaft ist, wenn wir uns ihrer im Gegensatz etwa zur klassischen, zur italienischen oder zur nordischen bewußt werden. Da finden wir, daß sie eigentlich die Idylle unter den heroischen Schwestern ist. Selbst wo sie romantisch ist, Felsen und Schloßrümer, tiefe Abgründe und weite Blicke umfaßt, ist sie der Idylle näher als der heroischen Landschaft, deren Wesen Wildheit, Artum, Dürstert und Erhabenheit, das Elementare ist; während noch die idyllischste romanische Landschaft durch den stärkeren Stil ihrer Komponenten mehr Größe und Erhabenheit hat.

„Deutsche Landschaft“ ist lieblich, milde und ist immer vor allem Menschenlandschaft, immer bewohnt. Selbst, wo sie ganz einsam ist, wo das Auge weithin keine Ansiedlung, keinen Rauch sieht — in der Moorniederung oder im dichtesten Waldtal — ist die Nähe des Menschen zu fühlen. Der Grund trägt Weg und Spur seines wiederkehrenden Trittes, die Zeichen seiner Hand und seines Werkzeugs; Weite und Vordergrund sind wie überhört von seinem Auge, überstreift von seinem Blick. Wie der Hund, wo man ihn auch trifft, selbst wo er fremd und feindlich herankommt, sofort als das Tier des Menschen erscheint, als das gezähmte, dienende, dem Menschen befreundete — so die deutsche Landschaft und Natur.

Ein Wiesental. In dem breiten, feuchten Grunde, in dem ein verborgenes Wasserlein rinnt, steht wie in atmender Mittagsstille hochblumiges Kraut, rot, blau, gelb, weiß durcheinanderschimmernd. Ein paar Birken und Weiden an dem Wasserlauf stehen mit dem Fuß tief im grünen Gras. Dicht wie mit Federbüscheln umlaubte Eichenstämme warten unten an den Randhügeln des Tals, als wollten sie über die feuchte Niederung herüberkommen und wagten nur nicht, den unsicheren Boden zu betreten. Wo sich das Tal dem dichteren Walde zu verengt, da leuchten in den rotbraunen geraden und schrägen Rahmen der Kieglafache Flächen weißen Verpuhes. Ein hellblauer dünner Rauch kräuselt sich vor dem lust- und schattendunkeln Wipfelgrunde empor. Eine weiße Wolke schwimmt darüber hin.

Die hohen Buchen, unter denen — einen mit bemoosten Riesenblättern überkreuzten Berggang hinauf — einzelne Eichen stehen, treten mehr und mehr auseinander, daß zwischen den Stämmen, welche die wölbende Wipfelhalle tragen, übersonnene, laubdunkle Waldzüge sichtbar werden, unter denen niedrigere Hügel wehende Fruchtfelder ins Licht heben; gewellte helle und dunkle Streifen laufen über diese lichtgrünen, im Tal verstreuten Halmse, abwechselnd langsam und rasch mit dem Winde sich folgend; einen schrägen Gang spülen die Kornwellen gemächlich hinauf, als flößen sie, wo sie verschwinden, über den Hügelrand, und mühten nun das noch tiefer in die Bodenrücken und -runden, in die Wälle und Mulden der Senkung geschmiegte Dörfchen bald so überschwemmen, daß nur der alte, braune Kirchturm, der jetzt über einem roten Dächerband steht, noch heraussehen könnte. Der weiche Duft durchsonnt, warmen, reisenden Getreides weht her — fast so deutlich wie in der Mehlstaubluft einer arbeitenden Mühle. Und das Hämmern aus tief unten gelegnem Steinbruch, in dem der Leib der Erde hallfelig aufgerissen ist, klingt dünnmetallen herauf.

Kinder spielen am Wasser. Das Tal des in dunkliger Sonne leicht hinschleichenden Flüsschens wendet sich geruhig zwischen runden Busch- und Nebenhügeln, die alte, umrannte und überblühte Burgreste, ins Gras gerollte Riesenblöde, Turmrunden und flache Steinwände mit leeren Himmels- und Wolkenfenstern tragen. Der Fluß ist so leicht und hell vom sandigen Grund, daß sich nur Himmel und Sonne in ihm spiegeln können. Enten schwimmen im Wassergrün, sich gemächlich gegen das langsame Fließen an derselben Stelle haltend. Die Fähre gleitet von den niedrigen Häusern des Marktfledens hinüber zur staubweißen Landstraße, wo ein Kraftwagen der Ueberfahrt harrt und schon mehrmals seinen Hupenruf ertönen ließ. Ein paar Rappeln stehen schlank und steif über dem breiten wiesigen Talgrund, dicht bei den Häusern, den Kindern, den Enten. . . .

Eine Quelle im Wald, Holzrohr und Trog und der silberne, immerfort mit leisem Geräusch in die gläserne Fläche fallende Strahl. Große bemooste, sich atmend in die feuchte Sprühluftnähe des Brunnleins drängende alte Steine. Farnkräuter stehen zwischen ihnen, über ihnen und wiegen ihre grünen Flügel, als seien auch sie zum Trinken herangekommen, als seien sie noch so frei fliegend wie ihr Same einst, der hier aus der Luft niederglitt. Durch die geteilten Wipfel fällt steiles Mittags-Sonnenlicht herein, daß die Waldschattentiefe mit ihren mächtigen Baumrunden hinter den webenden Strahlen wie ein Samtgrund verschwindet. Näher ähzen im Wald, Ketten klirren, Rufe ertönen — aber man sieht hinter dem Licht nur undeutliche Bewegung: die Aedie des Sägewerkes verladen die im Winter geschlagenen Hochstämme. . . .

Starke alte Nußbäume, golddurchleuchtet vom Abendhimmel, dessen Sonne hinter einen dunklen Schattenberg trat, überbreiten mit ihren Ästarmen hohes Wiesengras. Ein Hindergespinn mit reich geschnittenem Klee kommt unter den Zweiglauben hergefahren. Weiter hinauf! Wanderer, am Gang gelangert, überschauen die Weite, den geraden blauen Bergzug am Horizont, die Dörfchen, das straßendurchschnittene, in Streifen, in braune und grüne Vierecke

geteilte Land. Dann schreiten sie den Höhenzug auf seinem bewaldeten Kamme fort, immer rechts und links Ausblicke gewinnend, durch die sie, wie an erquickendem Quell, wieder Weite trinken können.

Zahllos sind die belebten Bilder deutscher Landschaft in uns, wie sie uns Maler — etwa Schwind, Richter, Thoma — sehen, Dichter — die Romantiker, vor allem Eichendorff — fühlen lehrten. Wie sie uns in mittel- und vor allem oberdeutschen Gebieten begegnen, in Thüringen, dem Odenwald, dem Schwarzwald, im Saale, Main, Neckartal, in der Ebene des Rheins.

In Oberdeutschland lag durch Jahrhunderte die Mitte der deutschen Kultur, der künstlerischen und geistigen Entwicklung, dort schlug lange das Herz unseres Volkstums. So ist es geschichtlich begründet, daß diese Landschaft, die für unsere schaffenden Geister durch große Zeiträume das Bild der Erde war, durch ihre Verbundenheit mit unseren Anschauungen, Gedanken, unserer Wissenschaft und Kunst für uns zum Begriff „deutsche Landschaft“ wurde.

Aber diese dem Mittelgebirge oder dem Hügellande, Flußniederungen und Waldtälern entstammenden idyllisch-romantischen Bilder scheinen uns auch Empfindungssymbole für ein behaglich-tätiges, in allem Tun sich nach Beschaulichkeit sehndes, mit dem Mutterboden unmitttelbar verbundenes Leben zu sein, in dem viel Gedanke und viel Traum die Arbeit wie die Wiederkehr der Jahreszeiten umweht. Es scheint, daß das, was wir im besonderen als „Deutsche Landschaft“ empfinden, vor allem ein Ausdruck des deutschen Lebenscharakters ist. Daß sie dies ist und sein kann, beruht ja natürlich nicht nur auf einer Urverwandtschaft, die sicher vorhanden ist, sondern auch darauf, daß diese Landschaft auf unseren Volksscharakter durch Jahrhunderte bestimmend eingewirkt und ihn sich so angeglichen hat, wie sie sich ihm und seiner Arbeit mehr und mehr fügte. Hier scheinen mir die lebendigsten Quellen für Gefühl und Genuß an der Landschaft zu springen.

Es ist das Schicksal alles höheren Kulturlebens, der Geistigen in der Zeit, daß seine Daseinsbedingungen immer übertragener, mittelbarer, verwickelter werden, daß es wie Andros vom zeugenden und nährenden Boden der mütterlichen Erde abgedrängt wird in eine zuletzt unfruchtbare Höhe. Will es nicht zergehen und zerflattern, muß es immer wieder die kräftigende Berührung mit dem Boden suchen. Es trägt das Verlangen, die Sehnsucht danach als Instinkt in sich. Für den Städter ist dies Verhältnis kraß und sichtbar ausgedrückt: eine künstliche Schicht von Stein macht den Boden, auf dem er wohnt, arbeitet, lebt, weit und breit unfruchtbar, so daß alle Lebensmittel fernher vom Lande hereingeschafft werden müssen. Diese Steinschicht verhindert vielleicht auch Kräfteaustausch des Menschen mit der Erde, geheimnisvoll strömende Verührungen mit dem offenen, atmenden Boden, den der Mensch, trotzdem er frei darüber hingehet, wie die Pflanze als Lebensuntergrund braucht. Wahrscheinlich in ganz körperlichem Sinn. Und sicher als seelische Bedingung.

Wenn die hygienischen Materialisten die gute Luft und die Nervenruhe des Landes als das ansehen, was dem Städter den sommerlichen Landaufenthalt, dem geistigen Arbeiter häufigste Flucht oder gar Wohnen in primitiver, fast mythischer, dörflicher Umgebung notwendig macht, so ist das wohl noch um das Wichtigste zu ergänzen. Wir brauchen von Zeit zu Zeit das Erleben eines großen Symbols des Lebensganzen, dem wir angehören, bis hinab zu seinen Wurzeln. Brauchen es zu unserer seelischen Kräftigung und Gesundung. Zu unserer Beruhigung und um immer wieder tragendes, schützendes Heimatgefühl in uns zu erzeugen. Das, glaube ich, finden wir in der deutschen Landschaft, die uns, wenn wir sie durchwandern oder in ihr rasten, zur Lebenslandschaft wird.

In Sommerarbeit auf dem Rittergut.

Von Heinrich Golek.

Die Nächte.

Sie gleichen einander wie ein Ei dem andern, diese Nächte in der Schnitterkaserne. Sonst dauerten mir die Nächte immer nicht lange genug. Hier wurden sie mir zu Zwigleiten und höllischen Qualen.

Ich lag in der ersten Nacht noch keine zehn Minuten, und schon krabbelte es und biß mich an den Beinen, Lenden, auf dem Rücken, auf der Brust und den Armen, kurz überall. Ich kratzte mir die Haut wund, vergebens. Das Ungeziefer ließ sich nicht lange stören. Deutlich spürte ich, wie immer mehr von diesem Viehzeug mir auf dem Körper herumkroch, und bewunderte meine Befährten, die trotz des Ungeziefers den Schlaf der Gerechten schliefen und in allen Tonarten schnarchten. Der Mensch ist eben ein Gewohnheitstier, das war die einzige Erklärung, die ich dafür finden konnte. Sie kratzten und schabten zwar auch, aber es geschah mechanisch, und sie schliefen ruhig weiter. Mitternacht war längst vorüber und ich lag noch immer wach, gepeinigt vom Ungeziefer. An Schlafen war nicht zu denken!

Ich stand auf, brannte ein Streichholz an und sah die Wescherung. Es wimmelte von Wanzen und dazwischen hüpfen Flöhe von außerordentlicher Größe. Ich brannte die Petroleumlampe an und fing nun an, Jagd zu machen. Der Geruch von den Wanzen, die ich rachelüstern zerdrückte, war etelerregend.

Ihr verdammten Blutsauger, türschle ich. Und dazwischen kam mir der Gedanke, daß diese Blutsauger eigentlich noch die ehrliebere sind. Sie sekten ihr Leben aufs Spiel, wenn sie ihrer Nahrung nachgingen. Es gibt noch ärgere Blutsauger, denen man nicht an den Stragen kann; die hinter dem sicheren Schutze der Paragraphen und ihrer Macht den Armen das Mark aus dem Knochen saugen und die Früchte ihrer Arbeit wegnehmen. Der Herr, der mir heute nachmittag den „volkswirtschaftlichen“ Vortrag gehalten hatte, war, wie ich nachher erfahren hatte, nicht der Besitzer, sondern bloß der Administrator des Gutes. Der eigentliche Besitzer ist vielleicht in Berlin oder Paris, wenn er nicht gerade im Bade an der See weilt, und läßt sich wohlgehen.

Nein, da sind diese Wanzen und Flöhe doch noch ehrliebere Gesellen.

Nachdem ich mein Lager abgesehen hatte, legte ich mich wieder nieder und wünschte mir im Stillen soviel Taler, als ich eben Wanzen vernichtet hatte. Da könntest du mindestens ein Vierteljahr famos leben! sagte ich mir.

Aber es dauerte nicht lange, da krabbelte und biß es aufs neue! Der Teufel mochte wissen, wo das Viehzeug herkam.

Ich kratzte mit beiden Händen, aber ich wurde nicht fertig. Inzwischen biß es schon wieder auf acht bis zehn anderen Stellen. „Herrgott“, stöhnte ich, „wie unvollkommen hast du doch uns Menschen erschaffen? Zehn Hände und hundert Finger wären nicht zuviel, um sich der Plage erwehren zu können.“

Draußen kündigt die Kirchenuhr die zweite Stunde! Vom Gutshofe drüben dringt der erste Hahnenstreich herüber, und draußen graut allmählich der neue Tag. Endlich!

Meine Gedanken schweiften fort nach meiner Wohnung. Dort hängt im Schlafzimmer ein Bild: Die Nacht. Ein schönes Weib mit aufgelöstem Haar schwebt über der Erde, von Sternen umgeben, und küßt sie mit ihrem dunklen Schleier.

Wenn ich malen könnte, so würde ich ein anderes Bild malen. Ein altes, häßliches Weib, das über der nächtlichen Erde dahinschwebt und aus ihrem Füllhorn Wanzen, Flöhe, Läuse und Junker auf die müden Leiber der ostelbischen Landarbeiter ausschüttet.

Ich würde dieses Bild dann unseren Junkern widmen.

Salb im Schlafe höre ich die Turmuhr dreie schlagen. — — — „Wiat!“ (Aufstehen!) gellt eine Weiberstimme, und ich richte mich auf, müde und wie zer schlagen. Auf meiner Taschenuhr ist halb fünf. Ich habe also doch 1½ Stunden geschlafen! Die Glieder sind steif und schmerzen. Ich ziehe die Schuhe an und setze die Mühe auf. Meine Finger sind blutig von den zerdrückten Wanzen; ich sehe mich nach einer Waschgelegenheit um. Allein vergebens! Ich setze mich aufs „Bett“ und warte, wo sich die anderen waschen werden. Da kommt schon einer mit einer Bratfingerringdose voll Wasser und mitten im Raume fängt er an, sich zu waschen, daß das Wasser auf dem Fußboden ringsherum in Pfützen steht. Genau so machen es die anderen, und ich folge ihrem Beispielen.

Unten am Schalter kaufe ich mir ein halbes Brot (60 Pf.); dazu ein halbes Pfund Fett (46 Pf.) und schneide mir zwei Stücke Brot ab. Ein Stück esse ich gleich. Das andere nehme ich mit zum zweiten Frühstück. Kaffee gibts nicht! Das übrige Brot und Fett gebe ich bei einem der Mädchen in Verwahrung, die es bereitwillig in ihren Kasten legt und verschließt. Ich laue noch an meinem Brot, da kommt schon der Vorknitter herein und ruft mit erhobener Stimme: „Man looos!“

Der Arbeitstag beginnt. Einige Frauen beilen sich noch, ihre Köpfe mit den Kartoffeln in den Herd zu stellen. Dann nimmt jeder sein Arbeitsgerät und folgt den anderen nach. Vor der Haustür steht eine Pumpe. Die meisten trinken noch schnell einen Schluck Wasser. Sie pumpen und halten schnell mit der Hand das Wasser zurück und trinken gleich vom Pumpenrohr. Ich machs ihnen nach. Das ist unser Morgenkaffee!

Dann gehts hinaus.

Der erste Tag.

Ein prächtiger, taufeuchter Morgen! Die Sonne geht eben auf, und in ihren Strahlen glitzern und funkeln die feuchten Zweige der Linden auf dem Dorfplatz, über den wir eben schreiten. Weiße Kolonnen haben denselben Weg, und es ist ein eigenartiger Anblick, wie dieser Zug von Männern und Frauen sich dabinbewegt. Die fünf Schnitter schreiten mit dem „Korb“ auf ihren mächtigen Senfen, die Faden über die Achsel gehängt, die Frauen mit den Harfen über der Schulter, in auffallend kurzen Röden und weit hinabreichenden, zum Teil mit Spigen besetzten Jaden aus Kattun, um die Köpfe bunte Tücher gewunden; in Körbchen, Ledertaschen, Marktnehen führen sie ihr zweites Frühstück mit sich: ein Stück Brot und eine Flasche Magermilch, die allabendlich in einem Fasse nach der Kaserne geliefert wird und pro Liter 7 Pf. kostet. Der Weg führt uns am Gute vorbei, wo eben die Glode zur Arbeit ruft. Jetzt ist es erst um fünf!

Da kommen auch schon die Ochsen, je drei und drei zusammengekluppelt, gemächlich und mit gleichmäßigen Schritten. Die Schläge, die sie von den Knechten erhalten, ignorieren sie vollkommen.

Dann kommen die Pferde, je drei an einen Wagen neben

einander gespannt, aber das holperige Pflaster gerastelt. Eins, zwei, drei, vier Geschirre!

Der Inspektor, ein hagerer, baumlanger Mensch mit schmalen Gesicht, rennt geschäftig hierher und dorthin, antreibend und anordnend. Der Administrator flucht irgendwo und kommt im nächsten Augenblick von der Erde.

„Morr'n,“ schnarrt er uns an, trifft mit dem Vorkämmerer einige Aenderungen und ruft dem Vogt, der in der Nähe mit dem Inspektor spricht, zu: „Lignef, sehen Sie doch mal nach, was die Kerls im Stalle so lange machen. Haun Sie se man raus; sonst wird's Mittag, ehe die kommen.“

Und der Vogt läuft, so schnell er kann, ins Gut. Indessen setzt sich unser Trupp wieder in Bewegung, langsam, als gingen wir spazieren, schlendern wir dahin. Ich wundere mich darüber, daß niemand von den Antreibern das rügt. Aber schon am nächsten Morgen ist es mir klar geworden. Die lange Arbeitszeit ist nicht dazu angetan, daß der Mensch intensiv arbeiten kann. Und wer vormittag sich ausgibt, der ist am Nachmittage fertig, und es dauert eine Ewigkeit, ehe es Feierabend wird. Deshalb nehmen sich die Leute auch Zeit. Eine natürliche Folge der langen Arbeitszeit.

Langsam schreiten wir aus und gelangen allmählich ins Freie. Ein schmaler Pfad führt zwischen zwei Feldern dahin. Links ein noch blühender Kartoffelacker, rechts ein Zuderrübenfeld. Selten spricht jemand ein Wort. Nur das Geräusch unserer Tritte stört die Morgenstille. Der Himmel wölbt sich stahlgrau über uns; es wird ein heißer Tag werden. Und hoch über den tauglänzenden Feldern steigen die Lerchen und jubeln aus voller Brust. Unwillkürlich summe ich: „O Morgenluft, o Waldesduft, o goldener Sonnenstrahl!“

Was für ein Unterschied, denke ich, zwischen dem Leben hier und der Stadt. Wie wenige Menschen sehen dort morgens die Sonne aufgehen! Sie jagen in diesem Häusermeere hin und her, aus einem Haus ins andere und haben keine Ahnung von all der Pracht und Schönheit hier draußen in der freien Natur. Wenn nur die Lebensbedingungen für die Arbeiter nicht gar so traurig wären; wie herrlich mühte das Leben doch hier draußen sein! Eine geregelte Arbeitszeit, einen auskömmlichen Lohn und eine menschenwürdige Behandlung und Wohnung — mit einem Schläge wäre die Landflucht beseitigt!

Aber freilich, da mühten unsere Junker eben nicht unsere Junker sein. Ober: die Landarbeiter mühten sich bis zum letzten Mann ihrer Gewerkschaft anschließen. Jetzt ist sie leider noch nicht stark genug und steckt noch in den Anfängen. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

Naturkunde.

Ein Mensch ohne Großhirn. In dem neuen, dieser Tage erscheinenden Hefte der von Julius Springer in Berlin verlegten Wochenschrift „Die Naturwissenschaften“, finden sich hochinteressante Mitteilungen von Edinger und Fischer über einen in der medizinischen Erfahrung einzig dastehenden Fall. Es handelt sich nämlich um ein Kind von 3 $\frac{1}{4}$ Jahren, bei dem sich bei der Sektion das völlige Fehlen des Großhirns, ja des ganzen als „Neuhirn“ bezeichneten Teiles des Zentralnervensystems ergab. Allen Wirbeltieren ist das Gehirn gemeinsam, das bei den Fischen allein vorhanden und imstande ist, alle Funktionen zu erfüllen, die das Tier zur Selbsterhaltung braucht; bei den Amphibien, Reptilien, Vögeln und Säugetieren entwickeln sich immer stärker die Bildungen des Neuhirns.

In der physiologischen Literatur spielt seit langem der berühmte Hund eine große Rolle, dem Goltz das ganze Großhirn entfernt hatte und der in diesem Zustande noch drei Jahre lebte. An ihm konnten die Ausfallserscheinungen genau studiert werden, die der Verlust des Neuhirns zur Folge hat, und es ergab sich dabei, daß auch ohne diesen Apparat der Hund eine ganze Reihe selbständiger Leistungen vollbringen konnte. Er lief ruhelos umher, konnte auch klettern, Wachen und Schlaf wechseln ab, beim Füttern wurde der Napf leer gefressen, sobald die Schnauze des Tieres, das ja nicht mehr sehen, riechen und schmecken konnte, mit ihm in Berührung gebracht wurde. Wie sich aber ein Mensch ohne Großhirn verhalten würde, darüber lagen bisher keine Erfahrungen vor — bis auf den in Rede stehenden Fall.

Hier hat ein Kind fast vier Jahre lang gelebt, es liegen hinreichende Beobachtungen (der Mutter) während dieser Zeit vor, und die Untersuchung ergab ein völliges Fehlen des Neuhirns, wogegen das Urhirn in allen seinen Teilen normal entwickelt ist und etwa dem eines zweijährigen Kindes entspricht. Es ist nun erstaunlich, wie viel weniger dieser Mensch ohne Großhirn zu leisten vermochte, als der erwähnte Goltzsche Hund. Das Kind hat in dauerndem Schlafe gelegen, die Arme waren kontrahiert, und fast bewegungslos lag das Wesen 3 $\frac{3}{4}$ Jahre da. Nie wurden die Hände zum Greifen oder Halten benützt. Vom zweiten Jahre an hat das Kind immerwährend geschrien, durch Andrücken, besonders des Kopfes, konnte das Geschrei sofort gestillt werden. Es war nicht möglich, irgendeine seelische Reaktion zu finden, zu dem Kinde in Beziehung zu treten oder gar es etwas zu lehren.

Dieser Fall zeigt sehr deutlich, wie die Leistungen des Großhirns in der Wirbeltierreihe an Bedeutung gewinnen, wie die höheren Tiere, und ganz besonders der Mensch, immer mehr von dem Neuhirn abhängig werden, ja daß der Mensch dessen Leistungen gar nicht mehr entbehren kann. Das Kind ohne Großhirn „war weniger leistungsfähig als ein Fisch oder als ein Frosch ohne Großhirn“.

Technisches.

Der hundertste Geburtstag der Lokomotive. Genau hundert Jahre sind es jetzt her, wie die amerikanische „Railway and Locomotive Engeneering“ berichtet, daß die erste Lokomotive, die berühmte „Puffing Billy“ ihren ersten regelmäßigen Dienst auf einem Schienenstrang begonnen hat.

Es ist ganz vergessen worden, daran zu erinnern. Wie konnte das geschehen! Hat die Elektrizität die Dampfkraft bereits derart in den Hintergrund des Interesses gedrängt? Gewiß denkt heute niemand daran, die Erfindung des Dampfkessels oder des Einspänneres zu feiern, aber daß innerhalb eines Jahrhunderts ein solcher Wechsel vor sich gehen konnte, ist für unsere Zeit charakteristisch. Die „Puffing Billy“ war gewiß nicht die erste Lokomotive, die gebaut worden ist; aber sie war die erste, auf wissenschaftlicher Berechnung beruhende Dampfmaschine, die wirkliche und regelmäßige Arbeit leisten konnte. Ihre Herrlichkeit dauerte zwar nur ungefähr dreizehn Jahre; dann mußte sie ihren Ruhm an jüngere Erfindungen abtreten. Sie ist heute noch im South Kensington Museum in London aufbewahrt.

Die „Puffing Billy“ resultiert aus mehreren interessanten Versuchen, die in Frankreich, England und Amerika vorausgegangen waren. Wer der eigentliche Erfinder der Lokomotive ist, läßt sich heute nicht feststellen. Sie gehört nicht einer einzelnen Person und einem einzelnen Land an. Duzende von Erfindern, über alle Länder zerstreut, haben daran gearbeitet. Die Idee, ob man Fuhrwerke mit Dampfkraft fortbewegen könne, wurde von den französischen Philosophen gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit Vorliebe besprochen. Das einzige Ergebnis dieser philosophischen Spekulation war, daß im Jahre 1770 ein Offizier der französischen Armee, Cugnot, einen Dampfwagen für militärische Zwecke baute. Die Maschine benützte hochgepreßten Dampf und besaß zwei Zylinder und einen kleinen Kessel. Sie legte mit großer Mühe drei Meilen in der Stunde zurück. Das war das erste Automobil: es ist heute noch in einem Pariser Museum aufbewahrt. Die Versuche gingen in dieser Richtung weiter. 1784 baute William Murdoch, ein Angestellter von Boulton und Watt, ebenfalls einen Dampfwagen, mit dem er über die Straßen fahren konnte. Die Vergrößerung der Geschwindigkeit geht namentlich auf den amerikanischen Erfinder Olivier Evans zurück. Er baute 1804 einen „Fahrkasten“ von zwei Tonnen Gewicht, mit dem er durch die Straßen von Philadelphia fuhr.

Bisher waren die Dampfmaschinen auf den gewöhnlichen Fahrwegen gefahren. Erst Richard Trevithick versiel im Jahre 1803 auf den Gedanken, eigene Straßen für die Dampfswagen zu bauen, und diese auf besonderen Schienen laufen zu lassen. Er baute sich eine Maschine, die mehrere Wagen nach sich ziehen konnte; aber sie war viel zu kompliziert, um regelmäßige Arbeit leisten zu können und wurde nach wenigen Versuchen wieder aufgegeben.

In den folgenden zehn Jahren wurden nun überall gewaltige Anstrengungen zur Verbollkommnung und zur praktischen Ausbeutung dieser Idee gemacht. Es galt zunächst die wissenschaftlichen Formeln für die Verhältnisse von Kraft und Gewicht herauszufinden. Trevithicks Maschine selbst z. B. war für ihre Dampfkraft zu schwer; die Räder drehten sich um sich selbst und so war schließlich das ganze Problem illusorisch. Es traten verschiedene Erfindungen hervor, die dieses Gleiten der Räder verhindern sollten. Den größten Erfolg hatten die beiden Engländer William Hedley und Timothy Hackworth, die in hestheidenen Stellungen in dem Kohlenbergwerk von Christoffer Bladett in Whylam in Nordengland waren. Hedley stellte auf Grund zahlreicher Experimente die Zugkraft und ihr Verhältnis zum Gewicht und zur Schnelligkeit fest. Er entwarf eine Lokomotive, die von Hackworth in einer einfachen Schmiebe gebaut wurde. Diese Maschine wurde 1812 in Bewegung gesetzt; sie zog auch in der Tat einige Kohlenwagen, aber sie enthielt mehrere Kesselfehler. Hedley setzte sich also neuerdings ans Werk, und so entstand denn 1813 die „Puffing Billy“.

Der Typus dieser Maschine war mit kleinen Veränderungen bis 1829 in Gebrauch, wo die Direktoren der Liverpool-Manchester-Eisenbahn-Gesellschaft einen Preis von 10 000 M. aussetzten für eine Lokomotive, die gewissen Anforderungen genügte. Die „Rocket“ von Robert Stephenson gewann den Preis. Sie führte einen neuen Lokomotivtypus ein, dessen hauptsächlichste Neuerung ein mehrröhriger Kessel war; auch der Zylinder und die Kriebräder hatten bedeutende Aenderungen erfahren. Das Neuere der Maschine war vereinfacht, stützte sich aber noch immer auf die Anordnungen von Hedley. Merkwürdigerweise wird Georg Stephenson, der Chefingenieur der Stockton und Darlington-Eisenbahn, immer wieder als der Vater der Lokomotive gepriesen, obwohl er auch nicht die kleinste Kleinigkeit erfunden hat, die für die Dampfmaschine von bleibendem Wert gewesen ist. Die „Rocket“ wurde von seinem Sohn Robert erfunden; die wichtigste Neuerung aber, der mehrröhrige Kessel, geht auf W o o t h, den Sekretär der Liverpool und Manchester-Eisenbahn-Gesellschaft zurück.